



Leseprobe aus Pickel, Krummer Hund,
ISBN 978-3-407-81299-5 © 2022 Gulliver
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81299-5](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81299-5)

HUNDEMÖRDER

Nachdem er meinen Hund umgebracht hat, fragt der Typ meine Mutter, ob sie am Abend mit ihm Sushi essen geht.

»Ich weiß ja gar nichts über Sie«, sagt sie. »Außerdem haben Sie gerade ein Tier getötet. Geht man an so einem Tag in ein Restaurant?« Sie verschränkt die Arme vor der Brust. »Um rohen Fisch zu essen?«

Der Doc lässt sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Ich töte viele Tiere«, sagt er mit einer Stimme, die so tief ist, dass ich seine Worte wie Bassschläge im Magen spüre. »Das ist mein Beruf.« Mit geübten Bewegungen räumt er seine Instrumente weg. »Wenn es danach ginge, könnte ich ja nie wieder etwas essen.«

Meine Mutter betrachtet seine Hände – daran sehe ich, dass sie interessiert ist. Gesichter sind ihr nicht so wichtig, aber die Hände ihrer Männer müssen sauber sein – und groß. In die Pranken des Docs passt der ganze Kopf meines toten Hundes.

»Außerdem habe ich dem Hund einen Gefallen getan«, sagt er jetzt.

Meine Mutter berührt mit der Hand ihr Haar – sie ist *sehr* interessiert. Vielleicht noch mehr, weil er Arzt ist, wenn auch nur einer für Tiere.

Einen Arzt hatten wir noch nicht. Meist sind es Handwer-

ker oder auch mal welche im Anzug, die irgendwas verkaufen.

Thomas König, Tierarzt steht auf einem Metallschild an der Eingangstür.

Thomas König, Hundemörder, denke ich.

Ich hasse beide dafür, dass sie über Sushi reden, während mein Hund, der gerade noch ein richtiger Hund war, jetzt groß und tot auf dem kalten Metalltisch liegt und seine Hundeseele wie ein aufgescheuchter Vogel durchs Zimmer fliegt und einen Ausgang sucht.

Er hatte Krebs. Wie ein Mensch.

Als wir heute hierherkamen, wusste ich trotzdem nicht, dass er nicht mehr nach Hause zurückkommen würde. Aber der Doc hat mir keine Wahl gelassen: »Bist du einverstanden, wenn ich ihn jetzt erlöse?«

Mir war natürlich klar, dass es darauf nur eine Antwort gibt. Aber dann ging alles so schnell und ich wusste nicht, wie ich mich verabschieden sollte. Wie verabschiedet man einen Hund in den Tod? Als er seufzend in sich zusammengesackt ist, kapitulierend wie nach einer langen Schlacht, hatte ich das Gefühl, auf ganz miese Art reingelegt worden zu sein.

Vorsichtig lege ich meine Hand auf seinen Bauch und mache die Augen zu. Er hieß Ozzy, nach Ozzy Osbourne, dem durchgeknallten Metal-Freak, der angeblich gerne mal irgendwelchen Fledermäusen die Köpfe abbeißt.

Mein Vater stand auf seine Musik, und er fand, dass der Hund dem Typen ähnlich sah. Was irgendwie auch stimmt – er hatte schwarzes zotteliges Fell, und in seinem Blick lag immer eine Spur seliger Dummheit.

Er hat ihn mir geschenkt, kurz bevor er weg ist damals. Da

war ich zehn. Er hatte Ozzy aus dem Tierheim geholt. Keiner wusste, wo er herkam oder wie alt er war.

»Er hat eine schwarze Seele«, hat mein Vater gesagt, »aber er wird dich lieben. Hunde können gar nicht anders.«

Und dann ist er in seinen Schrotthaufen von Auto gestiegen und ist weg, auf Nimmerwiedersehen. Wir haben nie wieder was von ihm gehört. Aber wenigstens war Ozzy noch da, stinkend und hungrig und schwarz. Er war der hässlichste Hund der Welt, aber er war *mein* Hund und jetzt ist er tot und für eine Sekunde denke ich, dass ich es auch gerne wäre.

Meine Mutter hat ihn gehasst – aus denselben Gründen, aus denen ich ihn geliebt habe. Weil er das Einzige war, das von meinem Vater bei uns geblieben ist. Ich glaube, dass sie froh ist, dass er tot ist.

»Kann ich ihn mit nach Hause nehmen?«, frage ich in den Raum hinein, aber meine Mutter und der blöde Doc hören mich gar nicht, also mache ich einfach die Augen zu und atme den beißenden Geruch nach desinfiziertem Tod ein und wieder aus, bis sich das Innere meines Kopfes steril und kalt anfühlt.

»Also?«, fragt der Doc meine Mutter, als ich fast vergessen habe, dass die beiden noch im Raum sind, »Sushi?«

Ich weiß, dass meine Mutter Sushi absolut ekelhaft findet, und ich weiß, dass sie Ja sagen wird. Am Ende sagt sie immer Ja, wenn ein Mann mit ihr essen will, große Hände oder kleine. Und es ist immer die falsche Entscheidung.

Meine Hand beginnt an Ozzys Fell zu schwitzen, aber ich lasse sie auf seinem Bauch liegen und fühle seine Atemzüge. Ganz langsam atmet er ein und aus. Ich bin sicher, dass er die Augen jeden Moment wieder öffnen und mir das Gesicht

ablecken wird. Ich weiß, dass ich mir das alles nur einbilde, aber ich fühle es trotzdem.

»Na gut, Sushi«, sagt meine Mutter zum Doc, der sich gerade in einer eleganten Bewegung von seinem Kittel befreit wie ein Zauberkünstler von seinem Umhang, und sie sagt es so, als würde sie ihm einen Gefallen tun.

»Aber bitte nicht so ein billiges Zeug, sondern was Anständiges.«

Der Doc lacht auf und ich weiß, dass er der neue Mann sein wird, und am liebsten würde ich ihm genau so eine Spritze verpassen wie die, die er eben in meinen kranken Hund hineingejagt hat, und ihm dabei zusehen, wie er auf dem kalten Metalltisch kriecht.

Wenn ich das nicht tue, wird Folgendes passieren: Der Herr Doktor wird am nächsten Morgen in unserer Küche sitzen, und ich werde Glück haben, wenn er eine Unterhose trägt. Er wird von *Herr König* zu *Thomas* werden, auch wenn ich ihn nicht so nennen werde. Er wird versuchen, mit mir über Fußball und Mädchen zu reden. Ich werde ihm nicht antworten, und meine Mutter wird mir später sagen, dass ich mit meiner Verschlossenheit die Männer vertreibe. Er wird immer öfter in der Küche sitzen und auf dem Klo und auf dem Sofa, er wird sonntags da sein und an Weihnachten, und wir werden in die Berge fahren und er wird mit meiner Mutter über Bücher reden, obwohl sie am liebsten am Strand liegen und ihre Zeitschriften lesen würde. Nach ein paar Wochen wird er aufhören, sie anzusehen, sie erst versetzen und dann betrügen, und sie wird mir erzählen, dass sie ihn töten wird, nachdem sie ihn gequält hat, nachdem sie ihm gezeigt hat, dass man sie so nicht behandelt, sie wird mir erzählen, dass

er aus dem Mund riecht und einen hässlichen Schwanz hat, dass seine Hände doch nicht so groß und sauber sind, wie er immer tut, dass sie grob sind und fleischig und sie an den falschen Stellen anfassen. Sie wird nicht mehr zur Arbeit gehen und stattdessen in der Küche sitzen und mir das alles erzählen, und neben ihr wird ihr Handy liegen, das sie immer wieder kontrolliert, damit sie es nicht verpasst, wenn er anruft. Und eines Tages wird er weg sein, er wird weiterziehen wie ein Gewitter, nur dass der Himmel über meiner Mutter danach nicht blau sein wird, sondern tiefschwarz.

»Du kannst deinen Hund mitnehmen, Daniel«, sagt der Doc jetzt zu mir, und ich bin überrascht, dass er sich meinen Namen gemerkt hat. Aber bevor ich etwas sagen kann, wendet er sich wieder an meine Mutter: »Dann doch gleich heute Abend«, und ich bin mir absolut sicher, dass Ozzy in genau diesem Moment seinen wirklich letzten Atemzug tut.

Während meine Mutter dem Doc mit ungeduldiger Stimme Anweisungen gibt, wann und wo er sie abzuholen hat, nehme ich den Autoschlüssel aus ihrer Handtasche, wickle den toten Ozzy in seine Decke und hebe ihn hoch. Tot ist er viel schwerer als lebendig, er riecht nach Scheiße und nach dem Ende der Welt, und ein beißender Schmerz drückt sich von hinten gegen meine Augen. Als ich sein Gewicht auf meinen Armen fühle, muss ich an meinen Vater denken, und ich frage mich, ob er vielleicht auch längst tot ist. Meine Mutter denkt ja, dass er irgendwo in L.A. in einem riesigen Haus wohnt, in das von jeder Seite die Sonne scheint, und fünf Frauen hat, die den ganzen Tag für ihn kochen und mit ihm schlafen. Aber in meiner Vorstellung ist er immer allein.

Mit schweren Beinen gehe ich zur Tür. Der lange Praxis-

flur ist ein endloses Sumpfbgebiet. Am Ausgang hält mir die Sprechstundenhilfe wortlos die Tür auf.

Vor der Tür steht ein Sportwagen, ein Lotus, schief eingeparkt, er glänzt in metallischem Grün. Mindestens fünfzigtausend muss man für so eine Karre hinlegen, schätze ich, wahrscheinlich mehr. An der Heckscheibe klebt ein Schild: *Tierarzt im Dienst*. Offensichtlich bringt es ganz schön was ein, Hunde zu killen und Katern die Eier abzuschneiden. Ich schleiche über den Parkplatz zu unserem Auto, lege Ozzy auf den Rücksitz und setze mich auf den Beifahrersitz. Mein Vater sollte doch eigentlich wissen, dass er tot ist, denke ich. Dass seine schwarze Seele jetzt ohne Körper durchs Universum fliegen wird.

Der Lotus steht da drüben feist und glänzend in der Sonne, ich kann nicht aufhören, ihn anzustarren.

Ich fühle den toten Ozzy hinter mir.

Und dann merke ich, dass es wieder losgeht.

Es ist nicht so, dass ich diese Sachen tun *will*. Aber da passiert was mit meinem Körper. Meine Mutter nennt es meine »Anfälle« – aber das hört sich irgendwie nach Asthma an. Manchmal kommt es ganz plötzlich, manchmal beginnt es langsam. Zuerst wird meine Brust ganz eng, so eng, dass ich denke, ich bekomme keine Luft mehr. Als würde mich eine riesige Welle unter Wasser drücken. Und dann öffnet jemand irgendwo in meinem Körper ein Ventil, und aus dem strömt ein Gas aus, ein giftiges, heißes Gas, und das verteilt sich nach und nach ganz still und leise in meinen Armen und Beinen und sammelt sich in meinem Bauch. Es ist so unfassbar heiß, dass ich denke, dass es mich von innen verbrennt. Und wenn jemand dann etwas Falsches sagt – oder eben genau

das Richtige – oder auch einfach so, dann ist es, als würde ein Funke zünden, und direkt unter meiner Schädeldecke gibt es eine strahlend helle und völlig geräuschlose Explosion. Alles wird ganz still und ganz hell, der Himmel ist so weiß, dass er mich blendet, und mein Kopf wird so groß und weit, dass die ganze Welt hineinpasst. Und ich bin plötzlich weg, mich, Daniel, gibt es nicht mehr, ich bin gar nicht mehr in mir drin. Ich möchte am liebsten schreien, aber ich habe keine Stimme, und von ganz weit weg sehe ich mir zu, wie ich Sachen mache, die ich gar nicht machen will. Und erst wenn ich zuschlage, wenn ich fühle, wie meine Faust auf etwas Hartes trifft, oder wenn ich höre, wie etwas zerspringt, wie etwas kaputtgeht – dann kann ich aufhören. Dann ist es vorbei.

»Weißt du eigentlich, dass man dafür in den Knast kommen kann?«, hat meine Mutter mich gefragt, als ich mit dem Zigarettenautomaten an unserer Straßenecke fertig war. Unsere Nachbarin hatte mich verpiffen. Ich kann mich nicht mehr wirklich daran erinnern – das ist auch so eine Sache, hinterher weiß ich oft nur noch Bruchteile von dem, was passiert ist –, aber ich weiß noch, dass ich ihre Stimme hinter mir gehört habe und trotzdem nicht aufhören konnte, auf das Ding einzudreschen. Weil sich nichts auf der Welt richtiger anfühlte als meine Faust, die immer und immer wieder auf das Metall trifft.

Manchmal bin ich währenddessen auch ganz ruhig. So wie jetzt. Von weit oben sehe ich mir zu, wie ich den Schlüssel aus der Tasche hole und langsam wieder aussteige. Wie ich zu dem Lotus übergehe. Den Schlüssel fest in die Hand nehme. Wie ich erst mit leichtem, dann mit immer festerem Druck eine schöne gleichmäßige Linie über den strahlenden

Lack ziehe. Das schrille, schneidende Geräusch füllt meinen Kopf ganz aus. Meine Fingerspitzen fühlen sich an, als würde ich sie in heißes Wachs tauchen.

Mein Hund ist tot und ich bin allein, und ich kratze einmal um den ganzen Wagen herum und dann noch mal und ich fühle gar nichts dabei.

BYE-BYE, OZZY

Wenn man Lust hat auf Pfannkuchen, die in Fett schwimmen, mit einem riesigen Schuss Amaretto und Bergen von Sahne drauf, oder wenn man mit links Federball spielen will, damit es schwieriger ist, dann ist meine Mutter genau die Richtige. Wenn man einen Hund begraben will, ist sie es nicht. Sie steht rauchend daneben, während ich grabe. Ich merke, dass sie lieber wieder ins Haus gehen würde.

»Vielleicht solltest du auch Tierarzt werden«, sagt sie, tänzelt auf Zehenspitzen im Kreis herum und schlingt die Arme um ihren Körper, um sich zu wärmen. Sie hat keinen Mantel angezogen, sondern nur ihre Strickjacke übergeworfen, so als wäre einen Hund zu beerdigen etwas, das man mal eben erledigt, so wie eine Flasche Bier aus dem Keller zu holen.

»Du magst doch Tiere«, fügt sie hinzu. »Und sie sterben ja nicht alle. Jedenfalls müsstest du sie nicht alle –«

»Vergiss es, okay?« Ich schneide ihr das Wort ab und grabe weiter, grabe das Loch, in das ich den toten Ozzy legen werde, der in seiner Wolldecke am Rand des Rasens wartet und nicht weiß, worauf. Es ist kalt geworden im Laufe des Tages, der Boden ist steinhart. Ich muss die Schaufel mit voller Kraft in die Erde stoßen, um ein anständiges Loch zustande zu kriegen. Ich schwitze wie blöde.

Meine Mutter betrachtet – zum ersten Mal – den verpackten Ozzy. »Irgendwann verlassen sie einen eben, Danny«, seufzt sie dramatisch, zieht an ihrer Zigarette und tritt sie auf dem Boden aus. »Aber weißt du, wenigstens kannst du jetzt morgens länger schlafen.«

Ich werfe ihr einen finsternen Blick zu, und sie versucht, ihn wegzulachen. Für einen Moment würde ich ihr am liebsten mit der Schaufel ins Gesicht schlagen, aber ich grabe einfach weiter, bis das Loch tief genug ist, um Ozzy darin zu versenken, und ich stelle mir dabei vor, es würde jemand anders tun, weil ich es sonst nicht schaffe.

Meine Mutter hüpft auf und ab, um sich zu wärmen, und guckt immer wieder auf die Uhr. Der blöde Tierarzt kommt um acht.

»Geh doch einfach schon rein!«, sage ich schließlich zu ihr, und das lässt sie sich nicht zweimal sagen. Sie geht ins Haus. Ich bin froh, als sie endlich weg ist.

Als das Loch fertig ist, ist es schon dunkel. Mit steifen Armen hebe ich den toten Ozzy hoch. Ich denke an meinen Vater, damals, wie er dastand, Ozzy auf dem Arm, ein Grinsen im Gesicht. Ich will Ozzy nicht hineinlegen in dieses Loch, er wiegt achttausend Kilo, es tut mir in den Armen weh und auch sonst überall, und ich wünsche mir plötzlich so sehr, dass mein Vater da ist, dass Ozzy noch schwerer wird davon, und als ich es endlich geschafft habe, ihn abzulegen, und hochsehe, steht mein Vater auf dem Rasen. Es ist nämlich so: Wenn ich mir meinen Vater mit aller Kraft vorstelle, wenn ich so richtig intensiv an ihn denke, ist er plötzlich da. Ich kann ihn vor mir sehen, als wäre er real. Ich bin nicht irre oder so, ich weiß, dass er das nicht wirklich ist, aber irgendwie ist er

es doch. Er sieht immer gleich aus: Dreitagebart, Fusselhaare, er ist meistens in so einer chilligen Stimmung, als hätte er alle Zeit der Welt, und in seiner Hand hat er immer ein Glas mit einer gelbbraunen Flüssigkeit – Whisky, sein Lieblingsgetränk. Manchmal spricht er mit mir, manchmal nicht.

Jetzt steht er einfach da, in Jeans und T-Shirt, aber er scheint nicht zu frieren. Er hebt sein Glas in Ozzys Richtung und prostet ihm zu. Ich warte darauf, dass er mich ansieht und etwas zu mir sagt, aber da ist er schon wieder weg. Ich kann zwar machen, dass er auftaucht, aber er entscheidet, wie lange er bleibt.

Die Erde in das Grab reinzuschaukeln ist der schwierigste Teil. Ich denke, dass Ozzy darunter keine Luft kriegt. Ich muss mich zwingen, weiterzumachen, bis sein Körper vollständig bedeckt ist. Als ich fertig bin, horche ich noch eine ganze Weile, ob er winselt oder bellt. Erst als ich absolut sicher bin, dass ich nichts höre, gehe ich ins Haus.